

# C. S. LEWIS



# Wunder

Möglich, wahrscheinlich, undenkbar?

*fontis*

C. S. Lewis  
Wunder



C. S. Lewis

# Wunder

*... möglich, wahrscheinlich,  
undenkbar?*

*fontis*

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [www.dnb.de](http://www.dnb.de) abrufbar.

Der Fontis-Verlag wird von 2021 bis 2024  
vom Schweizer Bundesamt für Kultur unterstützt.

Titel der englischen Originalausgabe:

«Miracles» by C. S. Lewis,

erschienen bei William Collins Sons & Co., Ltd., Glasgow

© C. S. Lewis Pte Ltd. 1947; Published by Fontis-Verlag Basel under  
license from the C. S. Lewis Company Ltd.

© der deutschen Ausgabe 1980 by Fontis-Verlag Basel

6. Taschenbuchausgabe (mit neuem Cover) 2022 by Fontis-Verlag Basel

Übersetzt aus dem Englischen von Brigitta Müller-Osenberg

Die Bibelstellen wurden, soweit nicht anders angegeben,  
folgender Übersetzung entnommen:

Die Bibel nach Martin Luthers Übersetzung, revidiert 2017,  
© 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart

Umschlag: Spoon Design, Olaf Johansson, Langgöns

Fotos Umschlag: Lewis-Foto auf U4 © by Marion E. Wade Center;

Lewis-Foto Klappe © by Arthur Strong, 1947;

Foto Cover U1 © by Natali \_ Mis, Shutterstock.com

Foto Klappen: IgorZh, Shutterstock.com

Satz: InnoSet AG, Justin Messmer, Kehrseiten

Druck: Finidr

Gedruckt in der Tschechischen Republik

ISBN 978-3-03848-248-2

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort: Argumentative Leuchttürme	7
Die Absicht dieses Buches	17
II Der Naturalist und der Supranaturalist	21
III Die Hauptschwierigkeit des Naturalismus	31
IV Natur und Übernatur	51
V Eine weitere Schwierigkeit des Naturalismus	65
VI Einwände – und was wir darauf erwidern	73
VII Ein Kapitel über Ablenkungsmanöver	83
VIII Das Wunder und die Naturgesetze	97
IX Ein nicht unbedingt notwendiges Kapitel	109
X «Scheußliche rote Dinge»	117
XI Christlicher Glaube und «Religion»	137
XII Die Angemessenheit von Wundern	159
XIII Über die Wahrscheinlichkeit	167
XIV Das große Wunder	181
XV Die Wunder der alten Schöpfung	219
XVI Die Wunder der neuen Schöpfung	235
XVII Epilog	269
Anhang A	
Über die Begriffe «Geist», «geistig» und «geistlich»	277
Anhang B	
Über «besondere Vorhersehungen»	285
Über den Autor	297
Weitere Bücher von C. S. Lewis bei Fontis	299



# Vorwort: Argumentative Leuchttürme

Wunder?!

«Ich fürchte, unsere Vorstellung, der Himmel sei bloß ein Zustand des Geistes, ist mit daran schuld, dass die spezifisch christliche Tugend der Hoffnung in unseren Tagen zu lahm geworden ist. Wo unsere Väter, in die Zukunft schauend, Schimmer von Gott erblickten, sehen wir nichts als Nebel, weißen, formlosen, kalten und unbeweglichen Nebel» (S. 266).

C. S. Lewis hat es nicht so mit dem Nebel – und schon gar nicht mit dem weißen, formlosen, kalten und unbeweglichen Nebel. Und er hat es auch nicht so mit dem unentdeckten Gott. Vielmehr hat er es mit der scharf abgegrenzten und klaren Begrifflichkeit, mit der Setzung, die die Frage hinter der Frage aufleuchten lässt und deshalb zum eigentlichen Kern des Problems oder eben auch zum eigentlichen Kern der Hoffnung und damit sicher auch zu Gott in seinem staunenswerten Handeln vorstößt.

Gott lässt sich also durchaus entdecken. Dass Lewis in der christlichen Apologetik zuhause war und seine Liebe zum kritischen und konzisen Denken auch im von ihm 1941 mitgegründeten «Oxford University Socratic Club» geschult und zum Einsatz gebracht hat, ist auf diesem Weg sicher kein Hindernis, im Gegenteil.

Und so geht es Lewis in seinem Nachdenken über «Wunder» in erster und in letzter Instanz um die Hoffnung – und dies meint: die Hoffnung auf den christlichen Gott, auf den zurecht gehofft werde, weil dieser in seiner Liebe unfassbare Wunder wirke und so nichts weniger als die Rettung der



Menschheit anbiete. Eben diese Hoffnung brauche es, so Lewis – und es brauchte sie allemal 1947, als sein Werk «Wunder» erstmals erschienen ist und sich dabei in den Kanon der zeitgenössischen Erbauungsschriften eingereiht hat, die die Moral eines ganzen Volkes aufrechterhalten sollten, um den Zweiten Weltkrieg und seine unmittelbaren Folgen zu bewältigen.

Wer angesichts dieser Rede von der Hoffnung nun aber eine seichte Lektüre und verschiedene Beweise von Wundern oder gar eine unterhaltsam geschriebene Sammlung von Wundergeschichten erwartet, hofft vergeblich. Bei aller Betonung der christlichen Hoffnung – auch das Nachdenken über Wunder hat konzise und klar zu geschehen. Dementsprechend macht der Originaltitel des Bandes deutlich, in welche Richtung Lewis zu gehen gedenkt: «Miracles. A Preliminary Study» heißt die Schrift mit vollem Titel – und genau dies geschieht auch:

Lewis legt hier einen argumentativen Teppich aus, benennt die Voraussetzungen für vermeintliche oder tatsächliche Wunder, indem er fragt, ob überhaupt mit Wundern zu rechnen, auf sie zu hoffen sei und ob eine angemessene Welt-sicht nicht geradezu zwingend mit Wundern zu rechnen habe. In der Tat also, es geht um eine vorläufige, eine vorausgehende (und wie Lewis selbst sagt: vorbereitende) Studie, die nicht einzelne Wunder durchbuchstabiert, sondern sich mit ihrer Möglichkeit, gern auch ihrer Wahrscheinlichkeit, allemal aber mit ihrer Existenz auseinandersetzt.

Wer diesen Verweis des Untertitels ernstnimmt, wird von der ersten Hälfte des Buches nicht irritiert sein, denn: In diesen – zahlreichen – Kapiteln geht es um alles, aber eben nicht um Wunder und Wundergeschichten. Und schon gar nicht geht es um die Erfahrung oder Nicht-Erfahrung von Wundern. Überhaupt sei Erfahrung hier keine Kategorie der Er-

kenntnis, sondern eher ein anekdotisches Begründungsmuster, das aus der Not der herausgeforderten Erkenntnis geboren sei. Das heißt: Für Lewis beruhen Erfahrungen gerade nicht auf einem konzisen Nachdenken über die Frage der Wunder als solche. Gleichwohl – und hier erlaubt sich Lewis einen süffisanten Seitenhieb auf David Hume – werde allzu oft die (gern auch eigene) Erfahrung ins Feld geführt, um das Zeugnis von prä-wissenschaftlichen Menschen zu dekonstruieren, die von Wundern erzählten. Eine solche Wertschätzung der Erfahrung sei übertrieben, schließlich – so stellt Lewis gleich zu Beginn fest – «sind unsere Sinne nicht unfehlbar» (S. 17). Zudem stand es für Lewis außer Frage, dass der Wissensvorgang vom Gegenstand des Wissens und nicht vom wissbegierigen Menschen bestimmt werden müsste. Das heißt, es konnte gar nicht um Erfahrungen gehen, sondern entscheidendes Kriterium seien das Verhalten und die Gegenständlichkeit einer Sache.

Tatsächlich brauchte es also beim Thema «Wunder» gerade vor dem Hintergrund zahlreicher zeitgenössischer Debatten, Welt- und Gottesbilder erst einmal eine dezidierte Klärung der Voraussetzungen. Dies tut Lewis umfänglich in seiner Schrift. Zwei Gruppen benennt er, die sich unversöhnlich gegenüberstünden: die Naturalisten und die Supranaturalisten. Beide brachten ihre durchweg holistische Weltsicht auch in der Frage nach der Möglichkeit oder sogar der Wahrscheinlichkeit von Wundern in Stellung.

Die Anschauungen der Naturalisten sind erwiesenermaßen das Feindbild von Lewis. Das wird allein in der Quantität der Auseinandersetzung deutlich: Mindestens fünf Kapitel in «Wunder» sind für Lewis' Kritik am Naturalismus reserviert. Die Grundannahme der Naturalisten, dass nichts außerhalb der Natur existiere und es deshalb auch keine Wunder gebe, weil alles den Naturgesetzen unterworfen sei, ein freier Wille

nicht existiere, der hieran etwas ändern könne, und ein Wunder deshalb – wie Lewis es David Hume in den Mund legt – den Naturgesetzen Gewalt antun würde, all dies seziert Lewis mit besonderer Wonne, Leidenschaft und dem einen oder anderen alltagstauglichen Beispiel. Er tut dies bisweilen auch fragend: Ist es wirklich so, dass sich jedes Ding und jedes Ereignis bis ins Letzte erklären lässt? Ist es wirklich so, dass die Natur ein derart «totalitäres», also umfassendes System ist, so dass sich hier alles wiederfindet und einordnet?

Insgesamt zeigen diese Fragen: Sobald sich «etwas Andere» finden lässt, das außerhalb der Natur und damit auch außerhalb der Naturgesetze existiert, diese also von außen her bedrängt oder gar durchbricht, ist der Naturalismus *ad absurdum* geführt. Und – so Lewis – dieses «etwas Andere» gebe es. Dieses «etwas Andere» sei die Vernunft. Diese – so würden die Naturalisten argumentieren, um ihre Weltsicht nicht preiszugeben – sei durch natürliche Auslese gebraucht und verfeinert worden, wenn Folgerungen und Konsequenzen und damit Erkenntnis erforderlich gewesen seien. Vernunft als Ausdruck eines evolutionären Prozesses und damit der Natur inhärent – das sei die Position des Naturalisten.

Der «Theist» indes schaue anders auf die Vernunft. Für ihn sei sie die Vernunft Gottes – und damit deutlich älter als die Natur, schließlich sei die Natur etwas Geschöpfliches, das dem Schöpfer konsequent nachgeordnet sei. Genauer und schärfer: Von eben der Vernunft Gottes leite sich überhaupt erst die Regelmäßigkeit der Natur ab.

Diese vorgeordnete Vernunft Gottes habe aber auch Konsequenzen für den Menschen, denn: Er habe seine Wurzel im «ewigen, selbstexistenten, rationalen Wesen, das wir Gott nennen» (S. 56). Und das heißt: Der Mensch sei dazu «befreit», sich vom Gegenstand der Erkenntnis bestimmen zu lassen; er müsse also in seinem Denken keinen Gesetzmäßig-

keiten folgen – und sein Denken sei auch nicht von Gott bestimmt, sondern von ihm entfacht und dann freigegeben. Das menschliche Wissen werde somit eine übernatürliche Kategorie, die explizit von der Erfahrung und der Erinnerung als naturimmanente Kategorien zu trennen sei. Wissen, geboren aus dem freien Erkennen und damit aus der göttlichen Vernunft, ist nach Lewis also dieses «etwas Andere», das den Naturalismus sprengt. Analoges ließe sich zum Gewissen des Menschen sagen.

Supranaturalismus ist also die Spur, der Lewis zu folgen gedenkt. Gemeint ist damit das Wissen um eine geistige Realität jenseits des sinnlich Wahrnehmbaren, und das meint: außerhalb der Natur. In dieser Diktion geht Lewis davon aus, dass es einen Gott gibt – und dass dieser Wunder wirken könne; und dies auch täte. Wer vom Supranaturalismus spreche, verweise also auf ein «monarchisches» Verständnis, weil Gott an der Spitze allen Seins stünde, während die Naturalisten ein «demokratisches» Bild der Wirklichkeit hätten, in dem alles verwoben, aber nichts außerhalb dieses Systems zu erkennen sei.

Doch Lewis fasst es noch präziser: Er redet nicht von irgendeiner pantheistischen Gottesvorstellung, lehnt diese sogar dezidiert ab (S. 140). Er redet auch nicht von einem Dualismus zwischen Gott und Welt, sondern er redet vom christlichen Gott, dem «undurchschaubaren Zentrum aller Existenzen». Er redet vom christlichen Gott und damit vom «Ding, das einfach und völlig ist». Er redet vom «Quell der Tatsächlichkeit» (S. 148).

Wichtig auch: Das vordringlichste Wesensmerkmal dieses Gottes sei die Liebe. Hier macht Lewis keine Kompromisse, sondern bündelt dies sogar in programmatische Sätze. Ein wichtiger ist dieser: «Christus starb nicht für die Menschen, weil sie es wert gewesen wären, dass für sie gestorben wurde, sondern weil er Liebe ist und deshalb unendlich liebt» (S. 94).

Zu diesem Wesen der Liebe gehört nach Lewis zweifelsfrei auch das Wirken von Wundern. Und mehr noch: Bei einem derart liebenden Gott seien die Wunder an der Tagesordnung und kein Sonderfall in der Geschichte, auch wenn Lewis es durchaus für denkbar hält, dass keiner seiner Leser überhaupt je ein Wunder erleben wird (S. 275) und er Wunder als «Sondergeschehen» bezeichnet (S. 105). Gemeint ist damit aber die Kunst, bestehende Muster der Natur nicht zu verletzen, sondern diese auf wundersame Weise zu erweitern und «umso stärker die Einheit und Beständigkeit der Gesamtwirklichkeit [zu] betonen» (S. 107). Letztlich sei also jedes Wunder eine «strategische Invasion» (S. 181) Gottes in die Natur. Das heißt auch: Existiere Gott, existiere auch immer das Risiko von Wundern.

Wunder sind also möglich und auch nicht von vornherein als unwahrscheinlich auszuschließen. Dies leitet Lewis ab und macht dann einen Schnitt. Das heißt: Die nun erforderliche Untersuchung von potenziellen Wundern und damit die Zusammenschau von Quellenmaterial und dessen Bewertung leistet er nicht. Warum auch? Schließlich versteht er sein Nachdenken als Vorüberlegung über die Wahrscheinlichkeit von Wundern und damit auch als Ermutigung, tatsächlich nach Wundern Ausschau zu halten und mit ihnen zu rechnen – und widersprechende naturalistische Argumentationsmuster und Grundannahmen schlicht über Bord zu werfen.

Mit dieser Ermutigung spricht er sicher nicht allein in die Nachkriegszeit Englands hinein, sondern seine Stimme tönt auch bis in die europäische Gegenwart des frühen 21. Jahrhunderts, die um das wundersame Wirken Gottes gern den eingangs beschriebenen Nebel aufsteigen lässt.

Die Verve, die Lewis in seinem Nachdenken über Wunder an den Tag legt, hat ihren Ursprung sicher in seiner Lust am Denken, ist aber auch biografisch motiviert, denn: Lewis lebte

mit der Herausforderung, ein glaubender Wissenschaftler zu sein. Dies jedoch hatte er ursprünglich so nicht intendiert, im Gegenteil: Spätestens seit seiner Schulzeit konnte er behaupten, Atheist zu sein. Die zeitgenössische Religionskritik – gerade auch seiner Lehrer, die mit ihm Vergil lasen und dessen Religiosität negativ kommentierten – lehrte ihn, dass religiöse Vorstellungen reine Illusion seien, und auch der Erste Weltkrieg mit seinen martialischen Schlachten konnte nur zeigen, dass es keinen Gott gab.

Aber auf dem Titel des «Time Magazine» vom 8. September 1947 war dann tatsächlich zu lesen: «Oxford's C. S. Lewis, his heresy: Christianity.» Zwischen der Schulzeit und dem Jahr 1947 lagen tatsächliche oder teilweise legendenhaft erzählte, wenn auch durch biografisches Material gut bezeugte Bekehrungserlebnisse in den Jahren 1930 und 1931 und die bis zur Apologetik wachsende Bereitschaft, fortan alle Artikel des Christentums als lebensdienlich zu erkennen und deshalb zu akzeptieren. Und dazu gehörten auch die Wunder.

Immer wieder hat Lewis diese Frage aufgegriffen, hat die Möglichkeit der Wunder gegen Freunde und Kollegen und ebenso im intellektuellen Wettstreit der Moderne verteidigt. Lewis war damit im Grunde ein «outcast», ein unregelmäßiges Verb in der wissenschaftlichen Zunft, aber es half nichts: Weiterhin galt es für Lewis, den Glauben zu stärken oder Nicht-Glaubenden gute Gründe zu liefern, um mit dem Glauben zu beginnen. Dass er dies mit wissenschaftlicher Akribie und rhetorischem Geschick tat, war sein besonderes Charisma – das gleichwohl nicht unwidersprochen blieb.

Die schärfste Krise löste möglicherweise die Debatte mit der britischen Philosophin Elizabeth Anscombe (1919–2001) aus, die er im Februar 1948 im «Socratic Club» führte und dessen Grundlage zudem im «Socratic Digest» (1948) publiziert wurde. Hier sah er sein Argument für die Existenz Gottes nicht

nur herausgefordert, sondern dadurch geradezu zerstört, denn er nahm an, dass nur ein simpler Geist davon ausgehen müsste, dass es Gott nicht gebe. Unklar ist, ob das Außenstehende auch so gesehen haben. Einfluss hatte diese Debatte dennoch: In der Ausgabe von 1960 hat Lewis das kritisierte dritte Kapitel überarbeitet, ohne jedoch den Duktus des Gesamtwerkes zu verändern.

Bemerkenswert ist zudem, dass Lewis sich in zeitlicher Nähe zu dieser Debatte vom Feld der christlichen Apologetik immer weiter zurückgezogen hat. «Wunder» war damit das letzte apologetische Buch von Lewis, das originäre Gedanken und keine Zusammenschau vorheriger Reden präsentierte.

Der Text selbst bietet wohl auch deshalb ein umfängliches argumentatives und rhetorisches Arsenal auf: Er ist voller süffisanter, wertender, dabei aber sprachlich wohlgestalteter Formulierungen. Hier hat jemand große Lust, die feine Klinge auszupacken und die Positionen der Gegner im Gespräch geradezu zu filetieren.

Dass dabei bisweilen auch Setzungen, Behauptungen, Verkürzungen als Mittel zum Zweck dienen müssen, ist deutlich erkennbar. Aber: Charmant verpackt sind diese, eingebettet werden sie in das Gespräch mit den Lesenden, denen Lewis seine Weltsicht erklärt, immer wieder auf bereits Benanntes zurückkommt, freundlich Zusammenfassungen formuliert, mit rhetorischen Fragen das Herz der Lesenden zu gewinnen sucht und so auf sein eigentliches Ziel des Textes zusteuert, nämlich das größte Wunder und damit den sinnvollsten und eindrucklichsten Grund aller Hoffnung zu benennen: die Menschwerdung Gottes – oder, anders formuliert, das volle Heilsprogramm Gottes, das von der Inkarnation über das Leben, über Verfolgung, Folter und Sterben bis hin zur Auferstehung Jesu führt. «Wenn *das* kein Wunder ist!», so ließen sich Lewis' Gedanken zusammenfassen.

Doch damit die Größe, Weite und Breite dieses Wunders zumindest ansatzweise begriffen werden kann, braucht es eben wesentliche Präliminarien und argumentative Leuchttürme auf dem Weg hin zum großen Verständnis oder zumindest erst einmal zum Erahnen dieses Wunders. Dies sei – so Lewis – in seiner eigenen Zeit besonders wichtig, sei hier doch eine «Volksreligion» zu beobachten, eine weit verbreitete Philosophie des (absoluten) Idealismus, die nicht mehr mit Wundern rechne. Einer solchen «Volksreligion» sei nicht zuletzt deshalb die Frage zu stellen, ob diese überhaupt wahr sei (S. 137). Das ist sogar eine zeitlose Frage.

Wer stattdessen Lewis auf seinem Weg folgt, wird seine Setzung zur Inkarnation als folgerichtig erleben. Wer aber bereits bei der Wertschätzung des Supranaturalismus argumentatives Grausen entfaltet, wird den letzten Kapiteln kaum etwas abgewinnen können. Gleichwohl lohnt es sich auch dann, bis zum Schluss durchzuhalten und zu verstehen, wie Lewis das Wesen Gottes einfasst, wenn er von der Hoffnung und der Liebe spricht, die er an die Inkarnation Gottes und damit an das «zentrale» Wunder der Christenheit (S. 181) rückbindet. In diesem Wunder werde schließlich die Grundstruktur aller Wunder offenbar, die sowohl die alte als auch die neue Schöpfung umfassten. Dazu gehöre es genuin, dass der Größere zum Kleineren hinabsteige und diesen in sein Handeln einbeziehe. Wer ein solches Wunder wirken will, so Lewis, «muss sich bücken, um hochheben zu können» (S. 186) – und eben dies täte Gott.

Lewis wörtert dies bis ins vorletzte Detail aus; sein Staunen ist dabei mit Händen zu greifen, aber ebenso auch seine Scharfsinnigkeit, die ihn schließlich zu der Erkenntnis führt: «Die erlöste Menschheit wird etwas Herrlicheres sein, als die ungefallene je gewesen wäre und jede ungefallene heute ist. (...) Je tiefer der Tod, umso strahlender die Wiedergeburt» (S. 203).



Am Ende wird deutlich, dass das Buch die Lesenden – ganz gleich, in welchem Jahrzehnt oder Jahrhundert sie beheimatet sind – permanent zu Entscheidungen zwingt: Naturalist oder Supranaturalist? Angemessenheit der Dinge und damit auch der Wunder oder nicht? Erfahrung oder Grundannahme, dass das Wirken von Wundern zu Gottes Wesen gehört? Vernunft aus Welt oder Vernunft aus Gott? Dies sind nur ein paar der großen Fragen, die sich aus dem launig und mit Hingabe geschriebenen Text ergeben und nach Antworten verlangen.

Es ist also groß zu denken – und deshalb: Wirkt Gott heute noch Wunder? Gibt es also eine berechtigte Hoffnung auf sein Handeln mitten in einer arg gebeutelten und verwundeten Welt? Was wäre wohl, wenn wir den Nebel der Selbstzentrierung und der Zurückhaltung gegenüber Wundern verlassen und stattdessen glauben könnten, dass Gott auch heute noch Wunder tut? Was würde das für unser Leben bedeuten? Es ist ein geistiges und geistliches Abenteuer, mit Lewis Antworten auf diese Fragen zu suchen – und dieses Abenteuer beginnt jetzt.

*Nicole Grochowina (\* 1972), Historikerin und Ordensschwester der evangelischen Community Christusbruderschaft Selbitz*

# Die Absicht dieses Buches

Wer Erfolg haben will, muss die richtigen vorbereitenden Fragen stellen.

*Aristoteles, Metaphysik, II [III]*

In meinem ganzen Leben bin ich nur einem Menschen begegnet, der behauptete, einen Geist gesehen zu haben. Und das Interessante daran ist, dass dieser Mensch, nachdem er den Geist gesehen hatte, weiterhin ebenso wenig an die Unsterblichkeit der Seele glaubte, wie er es vordem getan hatte. Seiner Aussage nach muss das, was er gesehen hat, eine Illusion oder ein Streich der Nerven gewesen sein. Und er könnte damit sogar recht haben. Sehen ist nicht Glauben.

Darum kann die Frage, ob Wunder geschehen, niemals einfach durch die Erfahrung beantwortet werden. Jeder Vorfall, der ein Wunder zu sein beansprucht, ist schließlich etwas, das sich unseren Sinnen darbietet, etwas Gesehenes, Gehörtes, Berührtes, Geruchenes oder Geschmecktes. Und unsere Sinne sind nicht unfehlbar.

Wenn etwas Außerordentliches geschehen zu sein scheint, können wir immer sagen, wir seien das Opfer einer Sinnestäuschung geworden. Falls wir einer Philosophie anhängen, die das Übernatürliche ausschließt, werden wir eben dieses stets behaupten. Was wir aus der Erfahrung lernen, hängt von der Philosophie ab, die wir an die Erfahrung herantragen. Deshalb ist es zwecklos, an die Erfahrung zu appellieren, bevor wir nicht die philosophische Frage, so gut wir können, geklärt haben.

Wenn unmittelbare Erfahrung das Wunderbare weder beweisen noch widerlegen kann, so kann die Geschichte das noch weniger. Viele Leute meinen, man könne feststellen, ob ein Wunder in der Vergangenheit geschehen sei, indem man das Beweismaterial «nach den üblichen Regeln historischer Untersuchung» prüft. Doch die üblichen Regeln können nicht angewandt werden, bevor wir nicht entschieden haben, ob Wunder möglich sind, und wenn ja, wie wahrscheinlich sie sind.

Denn wenn sie unmöglich sind, wird uns keinerlei historisches Beweismaterial – und sei es noch so umfangreich – überzeugen. Sind sie aber möglich, jedoch höchst unwahrscheinlich, wird uns nur ein mathematisch demonstrierbarer Beweis überzeugen; und da die Geschichte niemals für irgendein Geschehnis einen so zwingenden Beweis liefert, wird sie uns auch niemals davon überzeugen können, dass ein Wunder geschehen ist.

Sind andererseits Wunder nicht von vornherein unwahrscheinlich, so wird das vorhandene Beweismaterial ausreichen, um uns davon zu überzeugen, dass eine ganze Anzahl von Wundern geschehen ist. Das Ergebnis unserer historischen Untersuchung hängt also davon ab, welcher Philosophie wir anhängen, bevor wir den ersten Blick auf das Beweismaterial werfen. Deshalb muss zuerst das philosophische Problem geklärt werden.

Folgendes ist ein Beispiel dafür, was geschieht, wenn wir die vorbereitende philosophische Klärung überspringen und uns gleich der historischen zuwenden: In einem populären Bibelkommentar findet man eine Diskussion über das Abfassungsdatum des vierten Evangeliums. Der Verfasser meint, es müsse *nach* der Hinrichtung des Petrus geschrieben worden sein, weil in der Darstellung dieses Evangeliums Christus die Hinrichtung des Petrus voraussagte.

«Ein Buch», so meint der Autor, «kann aber nicht vor den Ereignissen geschrieben worden sein, auf die es sich bezieht.» Natürlich kann es das nicht – es sei denn, es fänden doch echte Voraussagen statt. In dem Fall stürzt das Datierungsargument in sich zusammen. Der Verfasser hat gar nicht erst erörtert, ob echte Voraussagen möglich sind. Er betrachtet es als selbstverständlich (vielleicht unbewusst), dass sie es nicht sind.

Möglicherweise hat er recht. Wenn er recht hat, dann hat er dieses Prinzip aber nicht auf dem Weg der historischen Untersuchung entdeckt. Als er an seine historische Arbeit ging, brachte er den Nichtglauben an Voraussagen bereits fix und fertig mit. Andernfalls hätte er gar nicht zu seiner Schlussfolgerung über die Datierung des vierten Evangeliums kommen können. Darum ist seine Arbeit für jemand, der wissen will, ob Voraussagen geschehen, völlig nutzlos. Denn der Verfasser macht sich erst an die Arbeit, nachdem er diese Frage bereits negativ beantwortet hat, aus Gründen, die er uns nirgendwo mitteilt.

Dieses Buch ist als Vorbereitung auf die historische Untersuchung gedacht. Ich bin kein geschulter Historiker und habe nicht vor, das geschichtliche Beweismaterial für die christlichen Wunder zu untersuchen. Es ist mein Ziel, meine Leser in die Lage zu versetzen, dies selbst zu tun.

Es hat keinen Zweck, sich mit den Texten zu beschäftigen, solange man keine Ahnung von der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit des Wunderbaren hat. Wer davon ausgeht, dass Wunder unmöglich sind, verschwendet mit dem Studium der Texte bloß seine Zeit. Wir wissen im Voraus, zu welchen Ergebnissen er gelangen wird, denn er beginnt mit der Vorwegnahme des zu Beweisenden.



## II

# Der Naturalist und der Supranaturalist

«Himmel!», rief Frau Snip, «gibt es tatsächlich einen Ort, an dem die Leute es wagen, über dem Erdboden zu leben?» – «Ich habe noch nie von Menschen gehört, die *unter* dem Erdboden leben», versetzte Tim, «bis ich ins Riesenland kam.» – «Ins Riesenland kam!», schrie Frau Snip, «ja, ist denn nicht überall Riesenland?»

*Roland Quiz, Riesenland, Kap. XXXII*

Ich benutze das Wort *Wunder* als Bezeichnung für ein Eingreifen übernatürlicher Mächte in die Natur.<sup>1</sup> Wenn es über die Natur hinaus nichts gibt, das wir das Übernatürliche nennen können, sind Wunder unmöglich. Manche Leute glauben, dass außer der Natur nichts existiere; ich nenne diese Leute *Naturalisten*. Andere sind der Meinung, es existiere neben der Natur noch etwas anderes; diese Leute nenne ich *Supranaturalisten*. Unsere erste Frage lautet daher: Haben die Naturalisten oder die Supranaturalisten recht? Und schon stehen wir vor der ersten Schwierigkeit.

Bevor der Naturalist und der Supranaturalist ihre Mei-

---

<sup>1</sup> Die Theologen würden hier größtenteils eine andere Definition geben. Ich bediene mich meiner Version nicht deshalb, weil ich sie für eine Verbesserung gegenüber der ihren halte, sondern weil sie mir gerade wegen ihrer Ungeschliffenheit und «Volkstümlichkeit» die Möglichkeit bietet, auf jene Fragen in unkompliziertester Weise einzugehen, die dem «Durchschnittsleser» vermutlich durch den Sinn gehen, wenn er ein Buch über Wunder zur Hand nimmt.

nungsverschiedenheit diskutieren können, müssen sie selbstverständlich erst einmal eine übereinstimmende Definition von Natur und Übernatur haben. Es ist leider aber fast unmöglich, zu einer solchen zu gelangen. Gerade weil der Naturalist der Meinung ist, außer der Natur existiere nichts, bedeutet das Wort *Natur* für ihn lediglich «alles» oder «das Ganze» oder «was es nur gibt». Und wenn wir das mit Natur meinen, dann existiert natürlich nichts anderes. Den eigentlichen Streitpunkt zwischen ihm und dem Supranaturalisten haben wir damit verpasst.

Einige Philosophen haben die Natur definiert als das, «was wir mit unseren fünf Sinnen wahrnehmen». Doch auch dieses ist unbefriedigend; denn selbst unsere eigenen Gefühle nehmen wir nicht auf diesem Wege wahr, und dennoch sind sie vermutlich «natürliche» Geschehnisse. Um nicht in eine Sackgasse zu geraten und um herauszufinden, worin nun wirklich der Meinungsunterschied zwischen Naturalist und Supranaturalist besteht, müssen wir unser Problem etwas umständlicher angehen.

Ich beginne mit der Betrachtung folgender Sätze: 1. Sind das seine natürlichen Zähne, oder ist es ein Gebiss? 2. In seinem natürlichen Zustand ist der Hund voller Flöhe. 3. Ich lasse gerne das bebaute Land und die asphaltierten Straßen hinter mir, um mit der Natur allein zu sein. 4. Sei doch natürlich! Warum bist du so affektiert? 5. Es mag falsch gewesen sein, sie zu küssen, aber es war so natürlich.

Das Gemeinsame all dieser Formulierungen ist leicht ersichtlich. Natürliche Zähne sind solche, die im Munde wachsen; wir haben sie weder zu entwerfen noch herzustellen noch einzupassen. In seinen natürlichen Zustand verfällt der Hund, wenn niemand dies mittels Wasser und Seife verhindert.

Die Natur hat in der Landschaft das oberste Regiment, in der Boden, Wetter und Vegetation ihre Erzeugnisse ohne Hilfe

und ungehindert vom Menschen hervorbringen. Natürliches Benehmen würden die Menschen dann an den Tag legen, wenn sie sich nicht bemühten, dies abzuändern. Ein Kuss ist dann natürlich, wenn ihm keine moralischen oder vernunftmäßigen Erwägungen im Wege stehen.

In all den Beispielen bedeutet Natur das, was «von selbst» oder «aus eigenem Antrieb» geschieht; worum man sich nicht zu bemühen braucht; was man erhält, wenn man nichts tut, um es zu unterbinden. Das griechische Wort für Natur (*Physis*) ist verbunden mit dem griechischen Zeitwort für «wachsen»; das lateinische *Natura* mit dem Zeitwort «geboren werden». Das Natürliche ist das, was *von selbst* aufquillt, zum Vorschein kommt, passiert oder sich fortsetzt: das Gegebene, das bereits da ist, und das Spontane, das Unbeabsichtigte, das Unaufgeförderte.

Der Naturalist glaubt, dass die letzte Tatsache, die Sache, über die hinaus es nicht geht, ein ungeheurer Prozess in Raum und Zeit ist, der *sich von selbst fortsetzt*. Innerhalb dieses totalen Systems findet jedes Sondergeschehen (etwa, dass Sie soeben dieses Buch lesen) deshalb statt, weil sich bereits ein anderes Geschehen ereignet; letztlich, weil sich das totale Geschehen ereignet. Jedes Ding (zum Beispiel diese Buchseite) ist, was es ist, weil andere Dinge sind, was sie sind; und das letztendlich, weil das ganze System ist, was es ist.

Alle Dinge und Geschehnisse sind so völlig ineinander verwoben, dass keines von ihnen auch nur ein Mindestmaß an Unabhängigkeit von dem «Ganzen» für sich beanspruchen kann. Keines von ihnen existiert «auf eigene Faust» oder setzt sich «von selbst» fort, außer in dem Sinne, dass es zu besonderer Zeit und an besonderem Ort jenes allgemeine «Existieren von selbst», jenes «Verhalten aus eigenem Antrieb» zeigt, das der «Natur» (dem großen, totalen, in sich verwobenen Geschehen) als Ganzem eigen ist.